

Nach der eben dargebotenen Biographie aus der Feder eines anderen bedeutenden sowjetischen Archäologen, V. Masson, gedruckt in der offiziellen „Sovetskaja Archeologija“, brauche ich wohl nicht noch einmal Person und Leistung S. I. Rudenkos zu rühmen, seine Größe im Erdulden, seinen Mut zu neuem Beginn. Der Text spricht auch zu dem Unvorbereiteten klar genug.

So kann ich mich auf wenige Bemerkungen über den Übersetzer, seine Intention und das hier vorliegende Werk beschränken:

Wie man aus der Biographie erfährt, erachtete es Rudenko als seine Pflicht, die nie vollständig veröffentlichten Schätze der Eremitage, denen eine Schlüsselstellung in der Erforschung der frühen Nomadenkulturen Eurasiens zukommt, zu bearbeiten und zu publizieren.

Die Arbeitskraft Rudenkos und das enorme Prestige, das er durch die Ausgrabung eiskonservierter Skythenkurgane erworben hatte, erlaubten ihm die Durchführung dieses Plans. Im gleichen Jahr, 1962, erschienen ein Werk über den berühmten Goldschatz, die „Sibirische Sammlung Peters I.“ und ein weiteres über die Hsiung-nu-Fürstengräber von Noin Ula, in der heutigen Mongolischen Volksrepublik. Beide Arbeiten waren notwendig, weil jene Gelehrten, denen diese Aufgabe nach Verdienst hätte zufallen müssen — Borovka und Teplouchov — das gleiche Schicksal getroffen hatte wie Rudenko selbst. Sie überlebten es nicht.

Das Werk über die „Sibirische Sammlung Peters I.“ hat Dr. Helmut Pollems aus spontaner Begeisterung heraus ins Deutsche übertragen, um die Fachleute damit zu beschenken. (Erst jetzt ist eine weitere Auflage im Buchhandel erschienen). Dies bildete wiederum den Anlaß für eine Geste Rudenkos, die dem vorliegenden Buch besonderen Wert verleiht. Er stellte nämlich Pollems die Originalaufnahmen zur Verfügung, so daß sich die Klischees — immer noch eine Achillesferse vieler sowjetischer Druckwerke — nicht mehr auswirken können. Das Buch erlebt also gewissermaßen eine technisch verbesserte Neuauflage — wünschenswert auch deshalb, weil das 1962 veröffentlichte Original — mit 1300 Exemplaren — fast völlig vom Markt verschwunden ist und die sowjetischen Staatsverlage erfahrungsgemäß sehr selten selbst zu Neuauflagen schreiten.

Bei der technischen Verbesserung der Abbildungen allein konnte es freilich nicht überall bleiben. Die sowjetischen Archäologen verwenden noch immer die einst bahnbrechenden Übersetzungen, die der Mönch Hyazinth: N. Ja. Bičurin, ein Zeitgenosse, ja ein Freund Puschkins, jenen chinesischen Quellenwerken angedeihen ließ, die sich mit der Geschichte der Völker Zentralasiens befaßten. Eine Neuausgabe des Werks ist in den Jahren 1950 bis 1953 erschienen.

Dieses grandiose Haften am eigenen wissenschaftlichen Erbe führt dazu, daß noch heute die chinesischen Zeichen, die Namen bedeuten, in Transkriptionen wiedergegeben werden, die durch das anhaltende Bemühen der Sinologen längst korrigiert sind. Wer ständig sowjetische Archaeologica in der Originalsprache liest, hat sich daran gewöhnt, aber hier, für ein Werk, das sich an einen breiteren Kreis richtet, mußte Abhilfe geschaffen werden. Dr. Martin Gimm hat deshalb die Transkriptionen der Namen dem europäischen Standard angeglichen. Professor Dr. A. F. P. Hulswé von der Universität Leiden hat sich der Mühe unterzogen, die zahlreichen Zitate aus chinesischen Quellen durchzusehen. Manches war nicht genau wiedergegeben und durch die Übersetzungen aus dem Russischen ins Deutsche weiter verändert. Vereinzelt haben Übersetzungsfehler Bičurins Versuche des Archäologen Rudenko ausgelöst, bestimmte Objekte zu deuten. Darauf ist in zusätzlichen Anmerkungen [in eckigen Klammern] hingewiesen worden.

Es sei hier noch erwähnt, daß Rudenko die Hsiung-nu als „Chunnu“ bezeichnet, dagegen das in die Geschichte Europas eingreifende Volk als „Gunny“. Diese Unterscheidung ist in der sowjetischen Wissenschaft mindestens seit dem berühmt gewordenen Buch K. A. Inostrancevs: Chunnu i Gunny (Leningrad 1926) üblich. In der Archäologie des Westens

sind die entsprechenden Bezeichnungen „Hsiung-nu“ und „Hunnen“. Sie werden in der vorliegenden Übersetzung durchgehend angewendet.

Fast dreißig Jahre lang — seit Camilla Trever ihr Buch in englischer Sprache erscheinen ließ — hatte man kaum Neues über Noin Ula gehört. Dennoch steht Rudenkos Werk nicht isoliert, es gehört förmlich in eine Woge neuerwachten Interesses. Das Wissen um die skytho-sibirische und die chinesische Archäologie ist infolge neuer Grabungen so gewachsen, daß man sich jetzt — endlich von vielen Seiten — den ungelösten Problemen zuwendet. Selbstverständlich ist die sich entspinnde Diskussion durch das von Rudenko breit dargelegte Material vertieft worden, seine scharfsinnigen Beobachtungen beginnen sich auszuwirken.

Diese Situation soll nun kurz skizziert werden. Es ist ja damit zu rechnen, daß eine deutsche Übersetzung des Standardwerks vor allem von jenen Forschern benützt werden wird, die sich mit der Völkerwanderungszeit Europas beschäftigen und nach dem Ursprung so vieler östlicher Elemente fragen. Da mag es eine Hilfe sein, auf das Spektrum der Arbeiten vor und nach Rudenko hinzuweisen: eine wirklich große Leistung kann nur gewinnen, wenn man sie relativiert, ihre Grenzen absteckt.

Die sowjetische Archäologie bildete viele Jahre lang eine Welt für sich — so hat Rudenko die wichtigsten und besten Veröffentlichungen westlicher Gelehrter nicht benützen können, wie ein Vergleich mit der guten Bibliographie in dem Buche E. Dittrichs zeigt („Das Motiv des Tierkampfes in der altchinesischen Kunst“. Asiatische Forschungen Bd. 13. Wiesbaden 1963).

Im letzten Augenblick konnte hingegen Rudenko das 1960 in Tokyo erschienene Werk Sueji Umeharas einsehen, das auf dem eingehenden Studium des Originalmaterials beruht, vor allem aber über erstklassige Zeichnungen verfügt. Alles, was in Noin Ula chinesischer Import ist (oder auch im Herrschaftsbereich der Hsiung-nu von chinesischen Handwerkern hergestellt wurde), ist hier vorbildlich analysiert. Die Lesungen Umeharas sind jenen des Russen Lubo-Lesničenko vorzuziehen, der allerdings wiederum Material heranzog, das Umehara unbekannt geblieben war.

Unerläßlich ist auch der Hinweis, daß in China selbst (d. h. in der Inneren Mongolei) seit einigen Jahren wieder systematisch ausgegraben wird. Material, das für Noin Ula wichtig ist, wurde laufend in den Zeitschriften K'ao-ku-t'ung-hsun (nach 1961: K'ao-ku), Wen-wu-ts'an-kao-tzu-liao (nach 1958: Wen-wu) und K'ao-ku Hsueh-pao veröffentlicht.

Bis zur Stunde haben hingegen die Grabungen in der Mongolischen Volksrepublik selbst keine Ergebnisse von vergleichbarer Bedeutung erbracht — trotz der Unterstützung durch Gelehrte aus der Sowjetunion und den Volksrepubliken, z. B. Ungarn.

Den besten Überblick über diese zum Teil miteinander verflochtenen, zum Teil aber durch die Begleitideologie getrennten Traditionen kann man heute offenbar in den Vereinigten Staaten von Amerika gewinnen. Dort sind die reichsten Bücherbestände, Gelehrte europäischer Herkunft, vielseitig ausgebildet, finden noch immer Zeit und Muße, aus diesen Schätzen auch Nutzen zu ziehen.

So erklärt es sich, daß von dem aus Wien kommenden, früher aber auch in Moskau und Stockholm tätigen Maenchen-Helfen die Besprechung verfaßt wurde (Artibus Asiae, Vol. XXVII 1—2, S. 365—369. 1964), die, selbst ein kleines Meisterwerk, sowohl dem Buche Rudenkos wie dem Umeharas gerecht wird — und vor allem einen Faktor hervor-

hebt, der bisher nicht genügend beachtet wurde, nämlich die Kulturwelt der Iranier am Südrand Mittelasiens. Motiv- und Stilvergleiche, die von diesem Raum ausgehen, sind die originelle Leistung Maenchen-Helfens, der heute der umfassendste Erforscher der Hsiung-nu ist.

Das Vorliegen dieser Besprechung — und das angekündigte Buch des gleichen Autors — erlauben es, auf eine eingehende Charakteristik der Resultate der einzelnen Forschungstraditionen zu verzichten. Nur noch ein Wort in eigener Sache: Es war lange üblich, die Steppenkunst wenigstens geistig als einheitliches Phänomen darzustellen. Damit bekam der Forscher die Möglichkeit, seine Intuition mit Beispielen aus den verschiedensten Gebieten zu belegen, wie man die Tasten eines mächtigen Flügels anschlägt — so Borovka in seinem Buch: „Scythian Art“. Rudenko steht dieser Richtung mindestens nahe, und das erklärt seine Neigung, den Ausdruck „skythisch“ auch für die Altai-Funde zu verwenden und dann wieder eine Beziehung zu den Noin-Ula-Funden herzustellen. Er ist nicht so sehr Gefangener seiner eigenen Entdeckungen — wie Maenchen-Helfen meint — er gehört einer Generation an, die die Einheitlichkeit der Steppenkunst sehen wollte.

Wir Späteren haben unseren Ehrgeiz darin gesucht, klarer zu unterscheiden, die Einheit aufzusprengen. So gliedert Dittrich mit ihren vernünftigen Vergleichen und Datierungsversuchen; so habe ich bereits in der Anlage meines Buchs („Die frühen Steppenvölker. Der Eurasiatische Tierstil, Entstehung und sozialer Hintergrund“. Baden-Baden 1964) diese Absicht erkennen lassen. Ich habe mich bemüht zu zeigen, daß der Tierstil in der Hofkunst der Hsiung-nu nur mehr eine engumschriebene Rolle spielt. Auf diese Weise wird nämlich der Übergang zu der Kunst der europäischen Hunnen leichter verständlich, wir finden die Antwort auf eine Frage, die sich aus dem Werk Joachim Werners ergibt.

Aber das ist nur ein Aspekt, und wichtiger ist, daß Rudenko wie kein Zweiter verstanden hat, neben den Kunstwerken und „gängigen“ Typen das hier in solcher Breite erhalten gebliebene Gerät des Alltags zum Sprechen zu bringen. Er hat das Ritual der Beisetzung so weit wie irgend möglich erschlossen (allerdings ohne auf die jüngsten Grabungen chinesischer Archäologen hinzuweisen). Auf diesem Felde wird er richtungsweisend bleiben. Man hat in Noin Ula Amulette mitgegeben, Zeichen persönlicher Bindung, man hat manche Dinge, z. B. die Spiegel, mit voller Absicht zerstört. Aus all diesen Beobachtungen, die sich auch auf Kleidung und Tafelgerät erstrecken, rundet sich vor unseren Augen das Bild einer höfischen Kultur, die ihr archaisches Erbe pflegt. Wenn wir sie nun anderen Stammeskulturen gegenüberstellen — als Schüler Rudenkos und Fortsetzer seines Lebenswerks — dann werden die Stilprovinzen, die wir herausarbeiten können, viel von ihrer Rätselhaftigkeit verlieren.

Der Druck des Werkes wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert. Herr Dr. Pollems und ich sprechen ihr unseren verbindlichsten Dank aus.

Heidelberg, im März 1968

*Karl Jettmar*